

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1884 bis zum Juni 1885.



Der Hinkende hat sich's auch in dem nun abgelaufenen Jahre nicht verdrießen lassen, die gewohnte Reise durch die Welt zu machen, um seinen lieben Lesern zu berichten, was Neues und Wichtiges sich

allerwärts ereignet hat. Um in die weite Welt zu gelangen, mußte er zuerst durch sein Heimatsland Baden.

Was er da fand, das hat sein altes Herz in helle Freude versetzt. Der liebe Herrgott hat das schöne Land nicht nur vor allem Unheil behütet, sondern er hat es auch wiederum reich gesegnet. Sein Fürstenthum hat er gleichfalls in seinen Schutz genommen. Der Erbgroßherzog hat einen Herzenswunsch, den seine Eltern wie das ganze Land theilten, zur That gemacht, und erwirbt eine geliebte Schwiegertochter, letztern eine zukünftige Landesmutter zu geben. Er hat sich am 26. April mit der Prinzessin Hilda von Nassau, Tochter des Herzogs Adolf von Nassau, der jetzt in Wien lebt, verlobt. Der Bräutigam ist 28, die Braut 21 Jahre alt. Mit dieser Verlobung zerrinnt wieder eine Wolke, deren Schatten noch an vergangene schwere Zeiten gemahnt. Eine weitere Freude hat das Großherzogliche Paar durch die Geburt eines zweiten Enkels erlebt, des Sohnes der Kronprinzessin Viktoria von Schweden. — Was das Land anbetrifft, so wurde im gedehlichen Zusammenvirken aller Parteien eine Reihe politisch und wirtschaftlich hochwichtiger Vorlagen erledigt, u. a. die Erhebungen über den landwirtschaftlichen Notstand, sowie das neue Einkommensteuergesetz. Auf sozialpolitischem Gebiete ist besonders die Gründung von Arbeiterkolonien zu erwähnen. Mit freudigem Herzen setzte der Hinkende daher seinen Krückstock weiter, hinein in das übrige

Deutschland.

Je näher er der Hauptstadt des Reiches kam, desto drückender deutete ihm die Atmosphäre. Anfangs Juni war nämlich die europäische Luft durchaus nicht sonderlich rein, vielmehr kam ein Malesiz-Dunst von verschiedenen Seiten hergezogen. Insbesondere drohte ein

Greßer Weltkalender für 1886.

zwischen Serbien und Bulgarien ausgebrochener Grenzstreit, bei dem schließlich Rußland nicht als müßiger Zuschauer hätte bleiben können, eine ernste Störung des europäischen Friedens herbeizuführen.

Der Reichskanzler roch aber noch bei Zeiten die Punte, die aus europäische Pulverfaß gelegt war, und seinem energischen Eingreifen gelang es, den Streit noch beizulegen, bevor er eine größere Ausdehnung gewann.

Die Gefahr ward also wieder beseitigt und Deutschland konnte am 9. Juni in aller Ruhe ein Fest feiern, auf das die Blicke aller Patrioten mit freudiger Gemüthung gerichtet waren, nämlich die Grundsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes. Dieser Tag gehört zu den geschichtlichen Gedenktagen der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. In Anwesenheit einer glänzenden Versammlung führte Kaiser Wilhelm auf dem Königsplatze in Berlin die üblichen drei Hammerschläge mit den Worten: „Im Namen Gottes — zur Ehre des Reichs!“ Die Urkunde aber für die Grundsteinlegung, die vom Fürsten Bismarck verlesen wurde, hatte folgenden Schlusssatz: Wäge Friede nach außen und im Innern den Bau dieses Hauses beschirmen! Auf immerdar sei dies Haus ein Wahrzeichen der unauflösllichen Bande, welche in großen und herrlichen Tagen die deutschen Länder und



Erbgroßherzog von Baden und Prinzessin Hilda von Nassau.

Stämme zu dem Deutschen Reiche vereinigt haben. Dazu erleben wir den Segen Gottes!“

Dies sind wahrhaft goldene Worte, deren Erfüllung auch des Hinkenden aufrichtigster Wunsch ist. Aber mit dem bloßen Wunsche des Friedens ist's nicht abgethan, sondern es muß dafür gearbeitet werden, daß der augenblicklich

aufrechterhaltene auch für die Zukunft sichergestellt werde. Und das weiß der deutsche Reichskanzler genau ebenso gut als wie der Hinkende. Deshalb sorgte er in erster Reihe dafür, daß das machtvolle Dreikaiserbündnis nicht nur Bestand, sondern auch immer größere Festigkeit erhielt. Am 6. August fand in Jßhl eine Zusammenkunft der Kaiser von Deutschland und Osterreich statt. Diesem Fürstenbesuche folgte am 15. August ein vier-tägiger Ministerbesuch, der des Grafen Kalnoky in Varzin beim Fürsten Bismarck.

Die Krone aber erhielt das fürsorgliche Werk Bismarcks durch die am 15. September auf dem Schlosse Skierniewice unweit Warschau stattgehabte Dreikaiserzusammenkunft. Sie bildete den Abschluß der völligen Ausgleichung aller zwischen Deutschland und Rußland früher bestehenden Meinungsverschiedenheiten und begrub vollends die letzten, allerdings von vornherein eiteln Hoffnungen Frankreichs auf ein russisches Bündnis. Damit konnte Europa wohl zufrieden sein. Am meisten aber freute sich darüber der Fürst Bismarck, denn nun konnte er seine Pläne für das Wohl des Deutschen Reiches mit Ruhe weiterführen. Er wollte nämlich nicht nur ein Erhalter, sondern auch ein M e h r e r des Reiches sein. Schon längst hatte ihn ein Umstand arg gewürmt, der auch dem Hinkenden bereits manchen Stoßfußzer entlockte. Das

war das seit einer Reihe von Jahren in Deutschland herrschende Auswanderungsfieber. Durch die alljährliche massenhafte Auswanderung nach Amerika wurden dem jungen Deutschen Reiche zahlreiche Arbeits-



„Ha!“ rief er aus, „so wird, so muß es gehen!“

eine an der gegenüberliegenden Wand hängende Landkarte. Es war die Karte von Afrika. Hell leuchtete es plötzlich in seinen stahlgrauen Augen auf; mit einem Satz, nicht achtend des Zipperleins, das ihn eben noch übel geplagt hatte, sprang er von seinem Stuhle auf und sich dicht vor die Karte hinstellend, ließ er seine

Blicke so durchbohrend auf derselben haften, als wollte er Stücke aus derselben heraussehen. „Ha!“ rief er aus, „so wird, so muß es gehen! Aufhalten läßt sich der Auswanderungsstrom nicht, aber in ein anderes Bett läßt er sich leiten, an dessen Ufern Deutschland leicht fischen kann! Afrika, du bist das Flußbett, das diese Eigenschaft besitzt!
„Kolonien in Afrika, die zu dem deutschen Mutterlande in enger Beziehung stehen, das ist die Lösung der brennenden Frage! Und was das Schönste ist, mit dieser einen Klappe läßt sich sofort noch eine zweite Fliege treffen. Mit der Gründung von Kolonien müssen wir auch eigene Dampferlinien haben, die den Verkehr zwischen ihnen und dem Mutterlande vermitteln. Dadurch aber kann sich das Deutsche Reich von der unwürdigen und untergeordneten Rolle, die es bisher den Seemächten und namentlich dem großmäuligen England gegenüber hat spielen müssen, mit einem stolzen Rude befreien, es braucht seinen überseeischen Verkehr nicht mehr durch diese Macht besorgen zu lassen, es besorgt sich den von nun an selbst und es tritt mit einem mächtigen Aufschwunge ebenbürtig in die Reihe der seefahrenden Nationen, ein!“ Bei diesen Worten hatte er auch schon Mütze und Handschuhe genommen und sich den Säbel umgeschwankt. Eilenden Schritts lief

er zu seinem Kaiser, um mit ihm ein bißchen über die Geschichte zu sprechen.
Der Kaiser sah seinen Kanzler erst einigermaßen überrascht an, als der aber endlich schwieg, da sagte er zu ihm: „Mein liebster Fürst, Sie sind ein ganzer Mann! Los in Gottes Namen! Meinen Beifall und meinen Beistand haben Sie!“
Darauf drückten sie sich die Hände und dann schritt der Reichskanzler wieder zurück nach seinem Palais. Hier aber setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb lange. Was er aber niederschrieb, das waren die Maßnahmen zur nunmehr ins Leben tretenden Kolonialpolitik.
Als alter gewiegter Praktikus beschloß der Kanzler, klein anzufangen, um schließlich groß zu enden. Er sandte daher nicht eine große Flotte nach Afrika, um gewaltsame Eroberungen zu machen, sondern er begnügte sich damit, an denjenigen Stellen die deutsche Fahne aufzupflanzen, wo bereits deutsche Handelsniederlassungen und Ansiedelungen bestanden und diese unter den Schutz des deutschen Reiches zu stellen. Den äußern Anlaß zur Inszenierung seines Planes gaben ihm die Vorstellungen und Wünsche, mit denen der Hamburger Handelsstand hervortrat, und welche sich aus den längs der Westküste von Afrika bestehenden Verhältnissen heraus ergaben. Dort befinden sich nämlich nicht weniger als 66 deutsche Faktoreien, deren Handel unter dem Druck anderer Völkerschaften, besonders der Engländer und Franzosen, stark zu leiden hatte. Die Inhaber wandten sich daher mit der Bitte um Abhilfe an die deutsche Regierung. Das half. Bereits Anfangs Juli flog der leider schon am 20. April d. J. verstorbene General-Konsul

Dr. Nachtigal auf der „Möve“, die aber kein

Bogel, sondern ein Kanonenboot ist, nach der westafrikanischen Küste und hißte die deutsche Flagge in Bageida und Lome auf, wodurch ein Teil des Gebiets des Königs von Togo als deutsches Schutzgebiet anerkannt wurde. Einige Tage später, am 14. Juli, wiederholte sich dasselbe Fest in den Residenzen der Könige Bell, Aqua und Dido für das Kamerun-Gebiet. Der Leser darf hierbei nicht etwa an Könige nach Art der europäischen Fürsten denken. Wie die Könige in Afrika — „König“ nennt sich dort nämlich jeder Häuptling eines Negerstammes — beschaffen sind, davon kann er sich ungefähr eine Vorstellung machen, wenn der Sinkende ihm sagt, daß z. B. eine dieser schwarzen Majestäten außer einigen Plüschfetzen um die Schulter und einem Gurt um

die Lenden nichts weiter an sich trug als auf seinem wolkigen Haupte eine deutsche Weiber-Nachtmütze und darüber einen furchtbar verbolzten und wohl schon hundertmal eingetriebenen schwarzen Cylinderhut.



Die deutsche Flagge wird in Kamerun aufgehißt.

Am 7. August wurde die deutsche Schutz Herrschaft über Angra-Pequena verkündet. — Auf der diesem Landstrich gegenüberliegenden spanischen Insel Fernando Po hat Deutschland eine wichtige Kohlenstation erworben. — Gleichzeitig stellte

Korvettenkapitän von Raven das Küstenland zwischen dem 26. Grad südlicher Breite und der Walfischbai sowie nördlich von dieser bis Kap Frio unter Reichsschutz. Vor nichts scheute man zurück, selbst die Gebiete von Groß- und Klein-Popo erregten kein Grauen. In den ersten Tagen des Jahres 1885 fand die Verkündung der deutschen Schutz Herrschaft im Kapitänland am Dubrelafluße, und in Ostafrika in den Zanzibar benachbarten Landschaften von Usagara und angrenzenden Gebieten durch den General-Konful Rohlf's und den Kapitän der Korvette „Gneisenau“ statt. Das zu Kolonisationszwecken erworbene Land hat einen Umfang von 2500 Quadratmeilen. Die Erwerber dieser in Ostafrika gelegenen Länder, d. h. die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“, erhielten für dasselbe einen kaiserlichen Schutzbrief. Wichtige Dienste leitete der Gesellschaft der mit Deutschland befreundete Sultan von Zanzibar. Am 30. Januar hat der berühmte Forscher General-Konful Dr. Rohlf's demselben einen Besuch gemacht und ihm dabei das zu diesem Zwecke mitgegebene kaiserliche Einführungs-schreiben überreicht. Die Aufnahme Rohlf's bei dem Sultan war eine glänzende und ehrenvolle. In letzterer Zeit scheint der Sultan aber infolge englischer oder italienischer Aufreizung seine Haltung geändert und in eine der Deutschen feindliche umgewandelt zu haben. Genaueres läßt sich darüber freilich noch nicht sagen. Auch mit den im Gebirge aufwärts wohnenden Häuptlingen sind Verträge abgeschlossen worden, durch welche Deutschland in den Besitz eines höher gelegenen und gesünderen Gebiets gelangt ist. Am 4. und 6. Januar wurde das deutsche Küstengebiet noch im Norden durch die Länder Koba und Kapitai in einer Ausdehnung von 2400 Quadratkilometer erweitert.

Genauso wie an den Küsten West- und Ostafrikas so fand in den ersten Novembertragen durch die in der Südsee weilenden Kriegsschiffe „Elisabeth“ und „Hyäne“ die Aufhissung der deutschen Flagge auf

den Inseln des Neubritannien-Archipels, auf Neuirland, den Duke of York-Inseln und zuletzt an der Nordküste von Neuguinea statt. Auf Bitte

der Besitzergreifer hat der deutsche Kaiser genehmigt, daß das letztere Schutzgebiet „Kaiser Wilhelm's Land“ genannt werde. Bereits sind deutsche Forstbeamte nach Neuguinea geschickt, um den dortigen prächtigen Forsten „deutsche Kultur“ beizubringen. Daß die Engländer, welche sich einbilden, der liebe Gott habe alle herrenlosen Länder von vornherein zu ihrem Eigentum bestimmt, fuchsteufelswild waren, als Fürst Bismarck ihnen, ihrer Meinung nach, so ins Handwerk pfuschte, das kann sich jeder denken, der eben den Hochmut und Dünkel dieser ländergerigen Krämergesellschaft kennt. Um den Deutschen ihren Besitz wieder zu entreißen, beschloßen sie, ihnen ein Kuckucksei in das afrikanische Nest zu legen. Sie benutzten dazu einen zwischen den auf den deutschen und englischen Niederlassungen in Kamerun ansässigen Negerstämmen ausgebrachten Zwist. Diese Negerstämme hatten sich nämlich in zwei Parteien geteilt, in eine deutschfreundliche und eine deutschfeindliche. Die letztere hatte, aufgebracht von den Engländern, in der ersten Hälfte



Sultan Bargash ben Said von Zanzibar.

des Dezember den deutschfreundlichen König Bell verjagt, die deutschen Kaufleute mit Plünderung bedroht und den Agenten der Wörmann'schen Faktorei, Pantanius, gefangen und darauf ermordet. Nachdem der



Die sich schnell formierende Landungs-Kompagnie eilte dem Strande zu und begann der Sturm.

am 18. Dezember mit den deutschen Kriegsschiffen anlangende Admiral Knorr die Lage der Dinge erfahren hatte, ließ er am 20. Dezember, früh um 7 Uhr, ein Corps von den beiden Korvetten „Olga“ und „Bismarck“ ans Land setzen, zusammen 331 Mann, mit einer Revolverkanone und drei Centimeter-Bronzegeschützen. Als die Schwarzen die Weißen herankommen sahen, da fielen sie vor Schreck auf ihre dunklen Allerwertesten, dann aber rafften sie sich, etwa 700 Mann stark und zum Teil mit Sibirischen Repetiergewehren bewaffnet, auf, krochen

in das Ufergebüsch und hinter Sumpfgestrüpp und empfangen die Boote der „Olga“, als sie sich dem Lande auf 1000 Meter genähert hatten, mit einem heftigen Gewehrfeuer. Unsere wackeren deutschen Leutjaden ließen sich aber dadurch nicht im geringsten

stören. Bis an die Knie im Wasser wadend, eilte die sich schnell formierende Landungs-Kompagnie dem Strande zu und begann nun den Sturm. Sikorystadt auf dem rechten Ufer der Kamerunflusses wurde bei geringem Verlust ohne Widerstand genommen. Einen härteren Stand hatte eine 60 Mann starke Abteilung der „Olga“ später auf dem linken Ufer, als sie eine Anhöhe zwei Stunden lang gegen 400 aus Buschwerk und aus englischen Missionen feuernde Feinde halten mußte. Doch im entscheidenden Momente kam Unterstützung durch Mannschaften vom „Bismarck“. Der Feind wurde auch hier vollständig zurückgeworfen. Mit starkem Verluste — 26 Tote und einige 40 Verwundete — entkam er schließlich ins Innere. Dadurch war die Ordnung und das Ansehen der deutschen Flagge wiederhergestellt. So hat unsere junge Marinemannschaft sich in glänzender Weise betätigt und den deutschen Namen zu Ehren gebracht. Der Hinfende macht vor ihr einen respektvollen Kratzfuß.

An der Entwicklung unserer Marine wird übrigens mit aller Kraft gearbeitet. Die Seemacht des Reichs soll hinter der Landmacht nicht mehr unverhältnismäßig zurückstehen. Das auch der Kaiser viel auf sie hält, das beweist, daß er seinen Entel den Prinzen Heinrich von Preußen für den Seedienst bestimmt hat. Er soll dereinst Admiral der deutschen Flotte werden. Daß er das Zeug zu einem solchen hat, das hat er bereits bei seinen Reisen um die Welt bewiesen.

Die deutsche bittere Bille verfehlte ihre Wirkung auf die afrikanischen Magen nicht. Die Herren Schwarzen waren nach ihrem Verschlucken vollkommen überzeugt davon, daß mit den Weißgesichtern nicht gut Krischen essen sei, besonders als sie sahen, daß der Mörder des Agenten Pantanius, dessen Auslieferung unbedingt verlangt worden war, ohne weiteres standrechtlich erschossen wurde. Die verfeindeten Stämme reichten einander und auch den deutschen Ansiedlern die schwarzen Hände zum Verträge und jetzt leben sie friedlich und vergnügt miteinander. Ja, das freundschaftliche Gefühl ist bereits stellenweise einem zärtlichen gewichen, so daß Ehen zwischen einem weißen Männlein und einem schwarzen Fräulein nichts Seltenes mehr sind. Das wird freilich eine eigenartig gefärbte Nachkommenschaft geben. Möglicherweise ist sie auf der einen Hälfte des Körpers schwarz, auf der andern weiß; das gäbe also in der Welle gefärbte Preußen.

In diesen Erwerbungen Deutschlands in überseeischen Ländern lag indessen, wie schon der Fall von Angra Pequena gelehrt hatte, der Keim zu Feindschaften unter den Nationen, welche namentlich leicht zu einem feindlichen Zusammenstoß mit England führen konnten, das die seltsamsten Sprünge machte, um nicht nur die Deutschen aus ihren Besitzungen herauszudrängen, sondern auch von neuen zurückzuhalten, und zu diesem Zwecke Deutschland und seinen Kanzler bei allen Staaten in nichtswürdiger Weise

verdächtigte. Diesem Bemühen aber, die Sache zu einem internationalen Streitfall aufzubauschen, brach Fürst Bismarck durch einen neuen Geniestreich von vornherein die Spitze ab.

Die sogenannte Afrikanische oder Kongo-Gesellschaft, eine aus Mitgliedern verschiedener Nationen bestehende Vereinigung, welche im Innern von Afrika am Kongoströme ein Ländergebiet von kolossaler Ausdehnung, den „Kongo-Staat“, erworben hat, um dasselbe zu einem Herde europäischer Kultur und zum Ausgangspunkt weiterer Erforschung afrikanischen Gebiets zu machen, war in einen Streit mit Portugal geraten, weil dieses die Kongomündungen als portugiesisches Eigentum durch Zölle absperren wollte. Die Kongo-Gesellschaft fand Unterstützung durch Frankreich; England schloß sich Portugal an. Frankreich erhob nun Einspruch gegen eine solche das übrige Europa benachteiligende Errichtung von Zollschranken an den Kongomündungen. Diesen Streit zwischen England und Frankreich benutzte der deutsche Reichskanzler. Er gewann Frankreichs Zustimmung zur Einberufung einer Konferenz, in welcher die Freiheit von Handel und Schifffahrt im Kongo- und Nigergebiet und die Formen der Besitzergreifung herrenloser Gebiete in überseeischen



Prinz Heinrich von Preußen.

Ländern festgesetzt werden sollten. Diese „Afrikanische Konferenz“ trat unter dem Vorsitz Bismarcks am 15. November im Reichskanzler-Palais zu Berlin zusammen. An derselben nahmen Österreich, Belgien, Dänemark, Spanien, Amerika, Frankreich, England, Italien, die Niederlande, Portugal, Rußland, Schweden und die Türkei teil. Der Willenskraft und der Klugheit des Fürsten Bismarck gelang es, die verschiedenen Köpfe unter einen Hut und das schwierige Werk zu einer glücklichen Lösung zu bringen. Am 26. Februar fand die Schlußsitzung jener denkwürdigen Konferenz statt. Es ist eine der ruhmreichsten Taten Bismarcks, daß es ihm gelang auf seinen Ruf die Vertreter der größten Seemächte Europas und Amerikas in Berlin, der einst so viel verspotteten „Reichs-Streusandbüchse“ zu versammeln. „Punktum“, sagte er, als er das Protokoll mit Berliner Sand abhandelte.

Zum Souverän des 2500000 Quadratkilometer umfassenden „Kongo-Staats“ ist der König Leopold von Belgien erwählt. Von ihm wird für dasselbe ein Generalgouverneur ernannt werden. Der größte Teil des Kongo-staates ist unbewohntes Gebiet und ein wahres Paradies für Jäger, denn Löwen, Büffel, Flusspferde, Elefanten, Krokodile und anderes Ungeziefer sollen dort wild herumlaufen.

Der Hinfende hatte gemeint, daß ein Mann wie Fürst Bismarck für sein erfolgreiches Schaffen nicht nur allgemeinen Dank, sondern auch die thatkräftigste Unterstützung aller Parteien in seiner großartigen



Das wird freilich eine eigenartig gefärbte Nachkommenschaft geben.

auswärtigen Politik gefunden haben würde. Leider hat er sich bedeutend geirrt. Er hat es erleben müssen, daß sich im Reichstag eine Mehrheit fand, die in der Sitzung am 15. Dezember den traurigen Mut hatte, dem Gründer des Deutschen Reichs hunderttausend Mark für die Anstellung eines zweiten Direktors im Auswärtigen Amte zu verweigern, obwohl der Reichskanzler auf Ehre und Gewissen versicherte, daß diese Forderung unumgänglich nötig sei, wenn nicht die Erledigung der Reichsangelegenheiten eine schädigende Störung erleiden sollte. Trotzdem lehnten das Centrum, die Deutschfreisinnigen, die Welfen und Polen im Verein die Forderung als nicht nötig „aus Sparsamkeitsrücksichten“ ab, sie, die erst kurz vorher mehr als eine Million für Gewährung von Diäten für die Reichstagsabgeordneten verlangt hatten. Der Hinkende wendet beschämt sein Haupt von diesem traurigen Reichstagsbeschlusse, durch den Deutschland in den Augen des Auslands bloßgestellt wurde, ab. Bei allem Arger hat er aber gleich hinterher doch eine herzliche Freude gehabt, und zwar über das deutsche Volk, das in der Sache wie ein Mann hinter seinem Kanzler stand. In allen deutschen Gauen erhob sich ein wahrer Sturm der Entrüstung über jenen Reichstagsbeschlusse. In Unmassen von Briefen und Adressen wurde dem Reichskanzler von patriotischen Männern versichert, daß sie mit dem Beschlusse nicht einverstanden seien, und ihm das volle Einverständnis mit seiner Politik ausgesprochen, ja eine große Zahl von wohlhabenden Privatleuten stellten dem Kanzler die verweigerten 20000 Mark aus eigenen Mitteln für eine Reihe von Jahren zur Verfügung. Das war deutlich gesprochen! Noch mehr zeigte sich die Liebe und Verehrung, die Fürst Bismarck im Volke genießt, bei der Feier seines 70. Geburtstages am 1. April, mit welchem zugleich die seines 50 jährigen Dienstjubiläums verbunden war. Überall im deutschen Lande waren Sammlungen zu einer nationalen Ehrengabe für den Geehrten veranstaltet worden, die das schöne Stimmchen von über 3 Millionen Mark ergaben. Ein Teil dieses Betrags — und das war der, welcher vorzugsweise in Norddeutschland zu diesem Zwecke gesammelt und überwiegend durch die Beiträge reicher Banquiers zusammengebracht war — wurde von dem Central-Komitee dazu verwendet, um dem Reichskanzler das seinen Eltern durch die Ungunst der Verhältnisse verloren gegangene Familien-Stammgut Schönhausen schuldenfrei zurückzukaufen und dadurch einen längst gehegten Herzenswunsch des Kanzlers zu erfüllen, der andere Teil in Höhe von rund 1230000 Mark soll seiner Bestimmung gemäß zu einer nationalen Bismarck-Stiftung verwendet werden, deren Festsetzung dem Fürsten überlassen bleibt. Bis jetzt ist eine solche noch nicht getroffen. Nach Tausenden gingen am Festtage im Reichskanzler-Palais Briefe, Telegramme und Festartikel ein, die Säle aber reichten nicht aus, um die Menge der Geschenke zu fassen. Selbst „Tiras“, der „Reichshund“ ist dabei nicht vergessen worden; schön gestickte Halsbänder und weiche Kuchelissen wurden ihm zuteil. Der erste der Glückwünschenden war der

Kaiser Wilhelm, der selbst erst 9 Tage vorher in voller Rüstigkeit seinen 88. Geburtstag gefeiert hatte.

Die Worte des Dankes, die der greise Monarch an seinen treuesten Diener für all das, was er für sein Haus und für das Land gethan, richtete, waren geradezu ergreifend. Vertreter aller Stände waren gratulierend erschienen, besonders stark die studierende Jugend, die auf den Kanzler einen unkräftigen „Salamander“ beim Frühschoppen im Palais rieb. Doch der Hinkende muß hier abbrechen, wenn er auch gern noch manches Schöne von dem Feste erzählt hätte, sonst kommt er nicht dazu, auch über andere wichtige Dinge ein Wortlein zu reden.

Als im Dezember vorigen Jahres der deutsche Kronprinz in Rom beim Papst zu Besuch war, da sagte Leo XIII. beim Abschiede zu ihm, daß sein heißester Wunsch die Herstellung des kirchlichen Friedens sei. Der Wunsch war schön, aber in Erfüllung ist er bis heutigen Tages nicht gegangen, denn der preussisch-vatikanische Kirchenstreit ist noch nicht beigelegt, obgleich es die preussische Regierung wahrlich an Entgegenkommen nicht hat fehlen lassen. An der Starrköpfigkeit und Hartnäckigkeit der Centrumpartei, welche die gänzliche Aufhebung der Falk-

schen Waagefesse erzwingen will, sind bisher alle Versuche der preussischen Regierung, den Kulturkampf zu beenden, gescheitert. In letzter Zeit jedoch scheint sich über die Köpfe des Centrums hinweg ein besseres Verhältnis zwischen Staat und Vatikan herstellen zu wollen, da Papst Leo eingewilligt hat, daß der von der preussischen Regierung für die vakante Diocese Köln vorgeschlagene Bischof Clemenis von Ermland der Nachfolger des abgeleiteten Erzbischofs Melchers werde. Soweit wäre die Sache ganz schön, wenn nur der Papst nicht an seine Einwilligung die Bedingung geknüpft hätte, daß gleichzeitig der vakante Posener Erzbischofliche Stuhl einem dem polnischen Adel entpfostenen



Herzog Wilhelm von Braunschweig.

Geistlichen verliehen werde. Natürlich weigert sich die Berliner Regierung, auf diesen Vorschlag einzugehen. Was hätte wohl ein solcher Oberhirt für eine Bürgschaft, daß er die auf die Wiederherstellung des Königreichs Polen gerichteten Bestrebungen des polnischen Adels niederhalten werde? Wie sich die Sache schließlich gestalten wird, ist vorläufig noch nicht abzusehen.

Durch den Tod des Herzogs Wilhelm von Braunschweig am 18. Oktober wurde Deutschland vor eine Verfassungsfrage gestellt. Wer sich über diesen Todesfall besonders zu freuen beinahe Anlaß gehabt hätte, das war der Sohn des verstorbenen Königs Georg von Hannover, der sich Herzog von Cumberland nennt. Beinahe, sagt der Hinkende, nämlich: wenn er vernünftig gewesen wäre. Wäre er das gewesen, d. h., hätte er die durch die Umwälzungen des Jahres 1866 entstandenen geschichtlichen Thatsachen als solche anerkannt, hätte er auf die Wiederherstellung der Krone Hannover und auf seine Nachfolge auf den hannoverschen Thron verzichtet, so wären seine Ansprüche auf den braunschweigischen Thron von Preußen wie vom Bundesrat sicher anerkannt worden. Das that er aber nicht und deshalb wurde er trotz aller

seiner „Manifeste“, in denen er sich bereits als Regent aufspielte, nicht Herzog von Braunschweig, denn der Bundesrat mag keinen Reichsfeind auf den welfischen Thron setzen, und der Kaiser erst recht nicht. So sitzt denn der „Herzog von Cumberland“, der viel richtiger ein Herzog von Kummerland hieße, wieder mit dickem Kopf in Gmunden, ihm kann sein treuer Ratgeber Windthorst, die Perle von Meppen, trotz aller seiner Geriebenheit diesmal auch nicht helfen, ja er muß sogar den Schmerz erleben, daß er von dem Gelde, das er vom verstorbenen Herzog geerbt hat, eine halbe Million an die Intestat-Erben herauszahlen muß — ebenso wie der König von Sachsen, der gleichfalls ein Testaments-Erbe ist — weil diese das sogenannte Testament des Herzogs Wilhelm, das auf einem Fezgen Papier von ihm selbst ohne gerichtliche Beglaubigung und offenbar ohne Rechtsbeistand abgefaßt war, mit Erfolg angefochten haben. Wer nun der Nachfolger des verstorbenen Braunschweigers werden wird, darüber hat der Bundesrat dem Hinkenden noch keine endgültige Mitteilung gemacht. Die Braunschweiger aber sagen: Das Sprichwort: „Es kommt selten etwas Besseres nach“ gehe sie diesmal nichts an.

Der Tod hat im verfloffenen Jahre überhaupt eine reiche Ernte unter hochgestellten und bedeutenden Männern gehalten. Erwähnt seien hier nur die beiden schneidigen Heerführer aus den drei letzten ruhmreichen Kriegen Preußens, resp. Deutschlands, die Generalfeldmarschälle Prinz Friedrich Karl von Preußen, eine Nefse des Kaisers, und der Statthalter von Elsaß-Lothringen Freiherr Edwin von Manteuffel. Ersterer starb am 15. Juni, letzterer zwei Tage darauf.

Auch an Unglücksfällen ist das verfloffene Jahr wieder reich gewesen. Zur See, auf und unter der Erde sind der Gewalt der Elemente eine große Anzahl von Menschenleben zum Opfer gefallen. Der Hinkende will mir an eines erinnern, an das grausige Grubenunglück im neuen Camphausen-Schachte bei Saarbrücken, wo in der Nacht zum 18. März von 219 eingefahrenen Bergleuten durch eine Explosion schlagender Wetter 180 getötet wurden, die 141 Witwen mit 499 Kindern hinterließen. An die Unglücksfälle schließen sich die Unglücksthaten an. Der Hinkende mußte schon in seinen letzten „Weltbegebenheiten“ über einen teuflischen Mordplan berichten, der darauf gerichtet war, bei der Denkmalseinweihung auf dem Niederwald am 28. September 1883, das Denkmal mit samt den Festgästen in die Luft zu sprengen. Das Schenital, welches den Mordplan ersann und die That anstiftete, war der Schriftsetzer August Reinsdorff, aus Pegau bei Leipzig gebürtig. Die, welche auf sein Anstiften die That auszuführen suchten, waren der Schriftsetzer Emil Kähler aus Elberfeld und der Sattlergeselle Reinhold Rupsch aus Rößbach bei Naumburg a. S. Behülflich zur Ausführung der That war noch ein Schuhmacher Karl Holzhauser in Elberfeld, der das Dynamit herbeiholte und bei der Beschaffung von Reisegeld für Kähler und Rupsch thätig war. Der Prozeß gegen die Attentäter kam am 15. Dezember vor dem Reichsgericht in Leipzig zur Verhandlung. Am 19. Dezember wurde das Urteil gefällt: Reinsdorff, Kähler und Rupsch wurden zum Tode, Holzhauser zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. Am 7. Februar früh um 8 Uhr wurden Reinsdorff und Kähler im Hofe der königlichen Strafanstalt in Halle a. S. durch den Scharfrichter Krautz aus Charlottenburg mittelst Beiles hingerichtet. Rupsch

war vom Kaiser zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt worden. Der Hinkende möchte gern seinen Blick voll Ekel und Abscheu jetzt von solch elenden Mordbubenwegwenden, leider aber ist er gezwungen, noch länger bei ihnen zu verweilen, denn aus dem Schoße ihrer Frevelthaten ist ein neues Verbrechen hervorgegangen. Bei dem Hochverrats-Prozesse in Leipzig im Jahre 1881 war der Polizeirat Dr.



Polizeirat Dr. Rumpff.

Rumpff aus Frankfurt a. M. besonders thätig gewesen und hatten namentlich seine Angaben zur Verurteilung der Angeklagten geführt. Auch in dem Prozesse wider Reinsdorff und Genossen hatte er große Mühseligkeit entfaltet. Dafür schworen ihm die Anarchisten Rache. Sie wurde entsetzlich ausgeführt. Am Abend des 13. Januar fand man den Dr. Rumpff vor seiner Wohnung unweit der Hausthür durch zwei Dolchstiche ermordet vor. Ein des Mordes dringend verdächtiger Mensch ist in Haft genommen worden. Gestanden hat er noch nichts, so daß man immer noch nicht weiß, ob er der Mörder ist.

Zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die Ergebnisse der Beratungen der parlamentarischen Körperschaften.

Der Reichstag

nahm die am 15. Mai unterbrochenen Arbeiten am 10. Juni wieder auf. Am 14. Juni begannen die Debatten über die Postdampfervorlage, d. h. über den Antrag des Bundesrats auf Gewährung von jährlich 4½ Millionen Mark zunächst für einen Zeitraum von 15 Jahren zur Einrichtung und Unterhaltung von Postdampfschiffsverbindungen mit Ostasien und Australien. Am 28. Juni fand die Schlußsitzung statt, welche gleichzeitig den Schluß der Legislaturperiode bildete. — Endgültig angenommen wurden in der letzten Session das Unfallversicherungsgesetz, das Aktiengesetz, das Gesetz zur Fürsorge für die Hinterbliebenen von Angehörigen des Reichsheeres und der Marine und noch einige unwesentliche Vorlagen. Ebenso wurde der Antrag Adermann, welcher den Nichtimmungsmeistern das Halten von Lehrlingen untersagt, angenommen.

Die am 28. Oktober vorgenommenen Neuwahlen haben eine bisher noch nicht dagewesene Verschiebung der Parteien gebracht. Die Nationalliberalen und die Sozialdemokraten haben einen namhaften Zuwachs, die Deutschfreisinnigen einen bedeutenden Rückgang erfahren. Das Centrum hat seinen Bestzustand annähernd aufrecht erhalten. Am 20. November wurde der neue Reichstag vom Kaiser in Person eröffnet. In der Sitzung vom 26. Nov. wurde der Antrag Ausfeld auf Gewährung von Diäten an die Reichstagsmitglieder angenommen. Am 15. Dezember war jene berühmte Sitzung, in der die Forderung von 20000 Mark für einen zweiten Direktor im Auswärtigen Amte vom Centrum, den Deutschfreisinnigen, Polen, Welfen und Sozialdemokraten abgelehnt wurde.

Am 18. Dezember wurde der Antrag Grillenberger auf Abänderung des Krankenkassengesetzes in 2. und 3. Lesung angenommen. Am 17. Januar ärgerte die bekannte Majorität des Reichskanzler wieder, indem sie die Forderung von 150000 Mark zur Unterstützung der wissenschaftlichen Bestrebungen zur Erschließung Zentralafrikas an die Kommission zurückverwies. Erst Ende Januar wurde die Forderung in 3. Lesung voll bewilligt.

In dritter Lesung wurde im Februar der Antrag Windthorst auf Aufhebung des Expatriierungsgesetzes angenommen. Ebenso wurde der Antrag Bayer auf Herabsetzung der Gerichtskosten wiederum wie in den früheren Jahren fast einstimmig angenommen. Besonderes Interesse nahm die Beratung der Zolltarifnovelle in Anspruch. Am 23. März wurde endgültig die Dampfersubventionsvorlage die mehrere Monate in der Kommission verblieben war, den Beschlüssen der 2. Lesung entsprechend angenommen und die Dampferunterstützung von 4400000 Mark für die ostasiatische und die australische Linie bewilligt. In allen drei vorgeschriebenen Lesungen waren bis zu jenem Tage außerdem noch erledigt: der Etat pro 1885/86 nebst Anleihegesetz und der Nachtragsetat zu 1884/85, sowie der Reichsbeitrag zu dem Zollanschluß Bremens; daneben sind noch einige kleinere Vorlagen zu nennen, wie das Sperrgesetz und die Novelle zum Reichsmilitärgezet und zum Reichsbeamtengezet. Am 24. März vertagte sich der Reichstag bis zum 14. April. Am 6. Mai wurde der Entwurf, betreffend die Ausdehnung der Unfall- und Krankenversicherung in 3. Lesung, am 8. Mai der Börsensteuer-Entwurf sowie das Gesetz, betr. die Steuervergütung für Zucker endgültig angenommen. Die dritte Lesung der Zolltarifnovelle begann am 11. Mai. In dieser Sitzung wurde die Zollerhöhung auf Roggen und Weizen (à 3 Mark) angenommen. Eine sehr wichtige Überraschung bereitete Fürst Bismarck durch die Mitteilung, daß es ihm gelungen sei, mit der spanischen Regierung ein Übereinkommen zu schließen, in welchem dieselbe auf die Bindung des Roggenzolls auf 1 Mark verzichtet. Am 13. Mai wurde die gesamte Zolltarifnovelle in 3. Lesung angenommen und am 15. Mai nach Annahme des spanischen Zusatzvertrages die Session geschlossen.

Der preußische Landtag

wurde am 13. Januar durch den preußischen Minister des Innern v. Puttkamer eröffnet. Im Abgeordnetenhaus führten die Beratungen über den Kultusetat wieder zu einer Schärfung des Gegensatzes zwischen dem Centrum und den auf Seiten der Regierung stehenden Parteien. In der Sitzung vom 23. Februar kam es gelegentlich der Frage Windthorsts an den Kultusminister, ob die Regierung die Absicht habe, dem Hause noch im Laufe der Session Anträge auf Revision der Maigesetze vorzulegen, die der Minister verneinend beantwortete, zu interessanten Erörterungen. Der Minister erwiderte da dem Abgeordneten v. Stablewski, welcher es als eine Verleumdung bezeichnete, wenn man den Erzbischof Ledochowski von Posen beschuldige, im polnischen Sinne agitiert zu haben, u. a., Ledochowski habe sein Primat stets als politisches aufgefaßt und bei der Sobieskfeier sei auf die Trennung polnischer Landesteile von Preußen als Ziel hingewiesen worden.

In der ersten Woche des März wurden die Forde-

rungen für den Kirchengerrichtshof und für den altkatholischen Bischof gegen die Stimmen des Centrums bewilligt. In der Sitzung am 22. April hat sich das Centrum mit seinen beiden kirchenpolitischen Anträgen eine arge Niederlage geholt. Sowohl der eine auf Aufhebung des Sperrgesetzes, als auch der andere auf Strafflosigkeit des Messelens (für staatlich abgesetzte Priester) wurden abgelehnt. Die von dem Antragsteller Windthorst aufgeführte kleine Kulturkampf-Komödie ist also gänzlich ins Wasser gefallen. Trotzdem hat sich die kleine Exzellenz nicht abhalten lassen, im Hause den Antrag einzubringen, die Regierung aufzufordern, dem Landtage baldigst ein Gesetz über die Revision der kirchenpolitischen Gesetzgebung einzubringen. Ob er damit Glück haben wird, das kommt auf die Haltung der Konservativen an. Das Centrum scheint sich übrigens auf seinen Kitt auch nicht mehr so recht verlassen zu können. Es zeigen sich Risse und Sprünge, welche Windthorst, so geschickt er auch als Drahtbinder ist, nicht immer zusammenziehen kann. So hat sein zweiter Führer v. Schorlemer-Alst, ein schneidiger Kämpfer, sein Reichstagsmandat niedergelegt, weil er nicht allen Luftsprüngen Windthorsts folgen kann und mag. Daß Schorlemer und nicht Windthorst gegangen ist, beweist, daß der rein kirchliche, ultramontane Standpunkt der Partei das Übergewicht behalten hat. Der Landtag hätte, nachdem es feststeht, daß die Steuervorlagen nicht mehr eingebracht werden, längst seine Session — die letzte der Legislaturperiode — schließen können, wenn es der Regierung nicht darum zu thun gewesen wäre, noch das sogenannte Verwendungsgesetz zustandezubringen. Der daselbe bildende Antrag des ultramontanen Abg. Huene, die Erträge der Getreidezölle zur Entlastung der Kommunalverbände zu verwenden, hat in allen politischen Kreisen eine große Bewegung hervorgerufen. Der Hintende kam den Antrag nicht billigen, so lange Preußen an einem schweren Defizit leidet. Flößen jene Erträge in die Gemeindefassen, so müßten ja zur Deckung des Defizits neue Steuern aufgebracht werden. Das wäre aber keine Entlastung der Steuerzahler, die ja erstrebt wird. Der Antrag ist schließlich aber doch in dritter Lesung angenommen worden; auch die Regierung, die anfänglich dagegen war, hat sich zu ihm bekehrt, weil das Centrum von der Annahme desselben seine Haltung gegenüber dem Zolltarif abhängig gemacht hatte. Ohne Schacher thut eben das Centrum nichts. Besonders hervorzuheben ist, daß in der Sitzung vom 8. Mai endlich einmal der Gesetzentwurf betreffs Pensionierung der Volksschullehrer in der vom Herrenhause abgeänderten Fassung angenommen worden ist. Vom Herrenhause ist sonst nur noch zu bemerken, daß es den erwähnten Antrag Huene nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses unverändert angenommen und dadurch den Schluß des Landtags ermöglicht hat, der denn auch am 9. Mai erfolgte.

Der Bundesrat

hat im Verlaufe seiner Thätigkeit die Zuckersteuervorlage angenommen und der Postdampfervorlage seine Zustimmung erteilt. Die Frage der Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung hat zu einem überaus lebhaften Meinungsaustrausch geführt. Die Einführung der Berufung gegen Strafkammerurteile wurde mit geringer Mehrheit abgelehnt, dagegen der Antrag Preußens, die Anzahl der Geschworenen auf

7 zu vermindern, angenommen. Bemerkenswert ist noch, daß dem Bundesrat ein Gesetzentwurf betreffend die Fürsorge für Beamte und deren Hinterbliebenen infolge von Unfällen, sowie einer betreffend die Ausdehnung des zwischen Rußland und Preußen abgeschlossenen Auslieferungsvertrages auf das Deutsche Reich zugegangen ist. Der letztere hat bereits Genehmigung gefunden. Ebenso ist der Gesetzentwurf über die Ausdehnung der Kranken- und Unfallversicherung auf die Transportgewerbe genehmigt und ferner der Vörsensteuerentwurf und die Zolltarifnovelle.

An dieser Stelle sei noch eine Körperschaft erwähnt, die gewissermaßen zwischen Kabinett und Parlament eine Mittlerrolle spielt, der Staatsrat. Derselbe wurde von seinem Vorsitzenden, dem deutschen Kronprinzen, am 25. Oktober in Berlin im königl. Schlosse feierlichst nach 30jähriger Unterbrechung wieder eröffnet. Er soll bekanntlich seinen begutachtenden Senf zu den Gesetzentwürfen geben, bevor sie in den Reichs- und Landtag eingebracht werden. Doch nun weiter, hinaus ins Ausland.

Osterreich.

Im schönen Lande der „Bachbamerl“ ist holtersch alles beim alten geblieben bis auf eines, das schlimmer geworden ist, das ist die Haltung gegen die Deutsch-Osterreicher. Die sucht man nämlich mit allen nur möglichen Mitteln des Metternich'schen Unterdrückungssystems niederzuhalten. Wie weit man im blinden Eifer gehen kann, davon hat die Polizei in Graz ein Muster-Beispiel gegeben. Sie hat den deutsch-nationalen Studenten Fellner daselbst 14 Tage ins Loch gesteckt, weil er auf dem Festkommers des deutschen Schulvereins ein Hoch auf den deutschen Reichskanzler ausbrachte. Der die Verhandlung durchführende Oberkommissär hatte gemeint, Fellner hätte doch lieber einen österreichischen statt eines deutschen Ministers leben lassen sollen. „Fürwahr, das Ding ist nicht äbel!“ möchte da der Hinkende singen. — Am 22. April wurde die Reichsratssession feierlich geschlossen. Die Ergebnisse derselben waren nach seiner Seite hin befriedigend. Die Regierung des Grafen Taaffe war nicht imstande, auch nur einen einzigen von all den guten Vorsätzen auszuführen, mit welchen sie vor sechs Jahren an die Leitung der Geschäfte ging. Nichts ist ihr gelungen, als die stetige Vergrößerung der politischen, nationalen, wirtschaftlichen und konfessionellen Gegensätze. Das wichtigste und einschneidendste Gesetz, das zur Erledigung kam, war das gegen gemeingefährliche sozialistische Bestrebungen, welches an Strenge der Bestimmungen das deutsche Sozialistengesetz noch bei weitem übertrifft. Daß die „Bachbamerl“ nicht überall im Lande zu haben sind, dafür liefert Galizien leider einen traurigen Beweis. Dort herrschte nämlich im März in einigen Gegenden arger Notstand; selbst Fälle von Hungertyphus sollen vorgekommen sein.

Aus Ungarn ist auch nichts Gutes zu berichten. Dasselbe wurde Ende April durch Überschwemmungen der Raab heimgesucht. Zum Wasser gesellte sich sein Gegensatz, das Feuer. Zahlreiche Feuersbrünste richteten großen Schaden an Hab und Gut an. In Szegedin, jener Stadt, die vor einigen Jahren so entsetzlich durch Wassernot litt, ist das neuerbaute schöne Stadttheater mit Garderobe und allem Zubehör ein Raub der Flammen geworden. Der Schaden beläuft sich auf 600000 Gulden. In Wien brannten

voriges Jahr drei Theater nieder, nun wieder dieses. Es scheint, als ob die dramatische Kunst in Osterreich sich in Rauch auflösen wolle.

Schweiz.

Der Schweizer Bundesrat, dem das Feuer auf den Nägeln brannte, hat sich emporgerafft und gegen das Anarchistengesindel energisch Front gemacht. War dasselbe doch so frech geworden, daß es den Versuch machte, das Haus seiner bisherigen Herbergsväter, das Bundespalais, durch ein kleines Explosionschen gemüthlich in die Luft zu sprengen. Das fanden aber die Herren vom Rat gerade ungemüthlich. Sie hielten also einen Rat und die Folge davon war, daß eine große Anzahl Anarchisten per Schub aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft hinausbefördert wurden, nachdem erwiesen war, daß dieselben mit Anarchisten in aller Herren Länder in Verkehr standen. Die Schweiz hat somit endlich einmal den Anfang zum Aufhören gemacht, länger der Tummelplatz für solches Mordgelichter zu sein.

Italien.

Die Nachkommen der alten Römer haben sich im vergangenen Jahre das Verdienst erworben, sich vor der ganzen Welt ganz gründlich zu blamieren. Kriegte da der auswärtige Minister Herr Mancini plötzlich den Kitzel, ein bischen Kolonialpolitik zu treiben. Er dachte sich die Geschichte so: Du bietest den im Sudan bedrängten Engländern Italiens Hilfe an, da muß sich England dafür doch nobel zeigen, muß dir einige Häfen am Roten Meere gewähren und dir dann freie Hand lassen, einen Eroberungszug gen Tripolis zu unternehmen. Das hätte sich ja ganz gut machen lassen, wenn die im Sudan verwendeten Truppen z. B. den Rückweg über Tripolis genommen hätten. Richtig. Die Sache ließ sich vortrefflich an. Es wurden gewaltige Rüstungen vorgenommen; eine Expedition ging in das Rote Meer, und Beilul und Massana wurden besetzt. Die Türkei protestierte zwar, konnte aber augenblicklich thatsächlich nichts dagegen thun. Demnach sollte der Marich nach Suakin gehen und von dort sollten 8 bis 15000 Mann nach Berber marchieren. Ach, „es wär' so schön gewesen, bebitt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!“ Der schöne Gedanke scheiterte an des englischen Premierministers — Unehellichkeit. Während noch seine Lippen von Freundschaft und sogar von Dank gegen die italienischen Bundesgenossen überströmten, fiel Khartum und wurden die Anhänger Englands und der europäischen Regierung grausam hingemordet. Da erklärte Gladstone, dem die nebelhafte Verabredung mit Mancini längst lästig war, weil er sich sagte, daß der italienische Beistand ihm nicht billig zu stehen kommen würde, plötzlich den verdunkten Italienern, die Ehre Englands erfordere es, daß es den Krieg im Sudan allein führe. Die Italiener erhielten also den — herzlichsten Ausdruck dankbarer Sympathie, wie es in der Diplomatensprache heißt; auf gut deutsch aber nennt man das einen Tritt auf den podex apostolorum. Jetzt sitzen sie und schwitzen sie am Roten Meere und bei Massana haben sie von den Sudanesen sogar schon Siebe getriegt. — Auch in seinen innern Verhältnissen hat Italien im verflossenen Jahre Unglück genug gehabt. Im Sommer v. J. brach in den südlichen Teilen des Landes die Cholera aus, die namentlich in Neapel geradezu verheerend wirkte. Sie kam von Frankreich herüber, wo sie in den westlichen und südlichen Distrikten epidemisch aufgetreten war

und namentlich in Toulon entseßlich gehaßt hatte. Einen bewunderungswürdigen Mut zeigte der König Humbert, der in Neapel alle Hospitäler besuchte und den Kranken und Sterbenden Trost zusprach. Im Januar wurde eine Anzahl von Ortschaften Ober-Italiens durch Lawinen für je schwer heimgesucht und ganze Dörfer zerstört, wobei Hunderte von Menschen und auch viel Vieh getödet wurden.

Frankreich.

„Der Ruhm ist die Belohnung der Tüchtigkeit!“ so lautet ein französisches Sprüchwort. Deshalb zogen die Franzosen nach Tonkin, wo sie die etwas löcherig gewordene gloire der „großen Nation“ im Kampfe gegen die bezopften Chinesen mit leichter Mühe wieder ausfluden zu können vermeinten. Nun, sie haben sich in ihrem Dünkel wieder einmal recht gründlich getäuscht, denn der Ruhm, den sie sich da geholt haben, bestand in einer allerdings stattlichen Tracht chinesischer — Hiebe. Die ersten bekamen sie am 23. Juni v. J. bei Langson. Die Chinesen, welche nach dem Abkommen von Tientsin die Festung zu räumen hatten, hatten von den Franzosen eine mehrtägige Abzugsfrist erbeten; statt einer solchen war ihnen vom französischen Oberst

Dupenne nur eine Stunde dazu bewilligt worden. Nach deren Ablauf setzte der mit einem 700 Mann starken Detachement von Hanoi zur Besetzung Langsons anrückende Oberst seinen Vor-
march fort. Da wurde er plötzlich in einem Engpaß von 4000 mit Schnellfeuer-
waffen versehenen Chinesen angegriffen und nach zweitägigem Kampfe unter hartem Verlust an Leuten und Material — er verlor die ganze Bagage — zum Rück-
zug gezwungen. Darob natürlich groß Geschrei im Lande Israel, d. h. in Frankreich, über Verletzung



Das Gefecht bei Langson.

des Vertrags von Tientsin und Beschluß des Minister-
rats, von China ob solcher Frevelthat eine Kriegs-
entschädigung zu verlangen. Der Ministerpräsident
schrieb an seinen chinesischen Kollegen einen sachgroben
Brief, dessen Inhalt in dem Satze gipfelte: Ihr be-
zopfte Kerls habt uns das Leder gegeben, dafür müßt
ihr heidenmäßig bezahlen, sonst gehen wir wie toll
auf euch los und lassen uns von euch — noch einmal
gerben. So ist's auch zuletzt richtig gekommen. Die Ver-
handlungen in Shanghai über die Höhe der Entschädigung
zerstümperten sich, da China gar nicht daran dachte,
seinen Sieg auch noch zu bezahlen. Kurz und gut,
nach Ablauf der für China festgesetzten Frist ging der
Lanz von neuem los und Admiral Lespès begann die
Blotade der Insel Formosa. Die französische Kammer
bewilligte einen Kredit von 38 Millionen und vom
21. August an befand sich Frankreich in offiziellem Kriegs-
zustand mit China, nachdem dasselbe die französischen
Forderungen abgelehnt hatte. Tags darauf wurden die
Feindseligkeiten durch das Bombardement von
Futschien auf der Insel Formosa eröffnet. Nach drei-
stündiger Beschießung war das Arsenal zerstört und
ein Schaden von 200000 Franks angerichtet. Die
Chinesen dachten: „Wurst wieder Wurst“ und plün-

derten das französische Konsulatsgebäude. Von nun
an wogte das Kampfesglück herüber und hinüber.
Im September zählte die chinesische Armee bereits
80000 Mann, denen Admiral Courbet nur 16000
Franzosen gegenüberzustellen hatte. Ein Versuch
Frankreichs, die Verhandlungen mit China wieder-
aufzunehmen, scheiterte an dem Widerstande Chinas
vollständig. Im März telegraphierte der Oberkomman-
dierende, General Briere, nach Paris, daß General
Négrier keiner weiteren Streitkräfte bedürfe, doch kaum
war dies prahlerische Wort seinen Lippen entflohen, da
erlitt jener General bei Dongdang unweit Langson
eine totale Niederlage. Er mußte die Festung Langson,
den wichtigsten Stützpunkt seiner Stellung, räumen
und sich mit beträchtlichem Verlust zurückziehen. Da-
bei ist sogar die Kriegskasse der 2. Brigade mit
60000 Franken verschwunden. General Négrier selbst
wurde in der Schlacht schwer verwundet. In Frankreich
und namentlich in Paris, wo man alle Tage auf eine
Siegesnachricht gewartet hatte, war man natürlich starr
vor Schreck, Horn und Scham, als sich die Trauerbot-
schaft nicht mehr länger verheimlichen und vertuschen ließ.
Mit offenem Munde stand ganz Paris da, und als es
daß Ibe endlich wieder zuklappte, da hatte es auch schon

den „Sündenbock“, den das
Pariser Volksmunde bei sol-
cher Fällen immer haben
muß, verschlungen, nämlich
das Ministerium
Ferry; dasselbe mußte
einem neuen Ministe-
rium Brisson-Frey-
cinet Platz machen. Nun
aber kommt die komische
Seite von diesem

Schreckensbilde. Die ver-
blendete Kammermehrheit
stürzte den Minister in dem
Augenblicke, als durch seine
Bemühungen der Friede
mit China so gut wie
fertig war, als die Nach-
richt in Paris eintraf, daß
das chinesische Auswärtige

Amt die französischen Friedensvorschläge angenommen
hätte. Der Friede ist auch wirklich geschlossen und der
Vertrag in Tientsin unterzeichnet worden, der dieser
elenden Kauferei ein Ende gemacht hat, die den ehrlichen
Namen Krieg nicht verdient. Zu den Schwierigkeiten
in Tonkin traten für Frankreich auch weitere in dem
Aufstande in Kambodscha, demjenigen Gebiete
Hinterindiens, das die Franzosen einst von Annam los-
rissen und ohne weiteres annectierten. Auch auf der
Insel Madagaskar haben die Franzosen im vorigen
Jahre keine Fortschritte zu verzeichnen gehabt, ja sogar
Niederlagen erlitten. Der Widerstand der Howas ist
ebenso ungebrochen wie im Jahre 1883. Aber 10
Millionen hat unsern werten Nachbarn der Spaß
aufs neue gekostet und 10 Kriegss- und Transpor-
tschiffe hat er lahmgelagt. Das geschieht ihnen ganz
recht! sagt der Hinkende.

Als erfreuliche Thatsache ist zu erwähnen, daß im
verfloßenen Jahre eine entschiedene Annäherung
Frankreichs an Deutschland stattgefunden hat.
Trotz dieser freundschaftlichen Stimmung und Haltung
der Regierung giebt es aber immer noch eine Anzahl
verbohrtter Querköpfe in der niedrigen Bevölkerungs-
klasse, die von Versöhnung nichts wissen will und

beständig das Maul voll „Revanche“ nimmt. Denen ist das Skandalmachen eine wahre Lust. So ging's auch beim letzten Jahrestage der Republik in Paris lustig her. Zwei deutsche Fahnen waren da der Gegenstand des patriotischen Zorns. Die eine wurde zerrissen, die andere vor dem Standbilde der Stadt Straßburg verbrannt. Im Hotel Continental, wo sie gehangen hatten, wurden die Fenster eingeworfen. „Hoch Elsaß, nieder mit Preußen und mit Bismarck!“ brüllte der Mob. Die Polizei schritt natürlich erst ein, als der Spektakel vorüber war. Die Regierung aber war anständig genug, der deutschen Regierung ihr Bedauern über den Vorfall auszusprechen zu lassen. Damit war für Deutschland die Sache erledigt, das über derartige Verriätheiten überhaupt lachend die Achseln zuckt.

Sehr schlimm für Frankreich ist es, daß die wirtschaftliche Lage sich gar nicht gebessert hat. Staatliches Deficit und Notstand in Industrie und Landwirtschaft, das ist der gegenwärtige Stand der Dinge, und dazu noch die auswärtigen Schläge. Eine Freude haben die Pariser aber doch gehabt.

Das Ehescheidungs-gesetz, auf das sich die Blicke mit größter Spannung richteten, und das sogar eine Menge von Betten pro und contra veranlaßte, ist am 19. Juli von der Deputiertenkammer mit dem vom Senat beschlossenen Veränderungen in der That angenommen worden. Wenn einer eine also nicht mehr

länger mag, oder umgekehrt eine einen, so wissen sie jetzt ganz genau, was sie zu thun haben, um einander loszuwerden. — Am 13. August wurde der Versailler Kongress endlich geschlossen. In der Schlussabstimmung wurde der Verfassungs-Revisions-Entwurf mit großer Mehrheit angenommen. Die republikanische Regierungsform ist als endgültig bestehend und unabänderlich anerkannt; die Prinzen der ehemals in Frankreich regierenden Häuser sind für unfähig erklärt, die Präsidentenwürde zu bekleiden; die Gebete beim Zusammenritte des Parlaments fallen fort — der Hinkende erinnert daran, daß Frankreich bekanntlich der „allerchristlichste Staat“ ist — und Senatoren auf Lebenszeit werden in Zukunft nicht gewählt. „Mir ist alles recht!“ sagte Grévy, da unterschrieb er den Rummel.

England.

Der Versuch Englands, mit dem Schwerte im Sudan ein neues Bollwerk für Indien zu errichten und einen neuen Markt zu eröffnen, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen. Das für die Zukunft Englands in Ägypten entscheidende Ereignis war der

bekannte Sieg des Mahdi über Hicks Pascha am 4. November 1883. Auf diesen folgte die Preisgebung des Sudans. England hätte jetzt klug und redlich gehandelt, wenn es seine Truppen aus dem Sudan zurückgezogen und seinen nichtswürdigen Raubzug beendet hätte. Daran dachte aber der wackerer Ministerpräsident Gladstone nicht. In seiner Pflichttheuerei, dem Abzeichen seiner Politik, fort-fahrend, stellte er es zunächst als eine Pflicht Englands dar, ein Heer nach Khartum zu senden. Um dies zu bewerkstelligen, d. h. um einen Vorwand oder Anlaß dazu zu haben, mußte der General Gordon nach Khartum. Was der einzelne Mann dort im Sudan inmitten eines aufständischen Volks beginnen sollte, das wußten zwar die Engländer und ganz Europa nicht, aber Gordon ging nach Khartum. Gladstone hatte jetzt die gesuchte „Pflicht“: er mußte den Mann, den er nach Khartum geschickt, auch wieder aus Khartum herausbringen. Wie Gladstone dieser Pflicht nachgekommen ist, das ist eine ewige Schande für ihn, wie für ganz England: er hat den Mann, der mit aller



Der Kampf bei Gashim.

ihm zu Gebote stehenden Energie und Klugheit den Kampf gegen den furchtbaren Feind mit geradezu lächerlich geringen Mitteln aufnahm, auf's schmähllichste im Stiche gelassen, obwohl Gordon zu wiederholten Malen dringend um Hilfe bat unter dem Hinweis, daß es ihm ohne Unterstützung nicht möglich sei, sich länger zu

halten. Als er endlich dem General Wolseley, der im September zur Ordnung der Angelegenheiten im Sudan nach Ägypten geschickt wurde, den Auftrag gab, nach Khartum zu marschieren, da war es bereits zu spät. Die Truppen des Generals vermochten nicht rechtzeitig an Ort und Stelle einzutreffen, da sie unterwegs durch fortwährende Kämpfe mit dem Feinde, der sie am Vormarsch zu hindern suchte, aufgehalten wurden. Erst am 24. Januar konnte daher General Wilson mit zwei Dampfern und einer Abteilung Infanterie nach Khartum abgehen. Als er am 28. Januar dort anlangte, war das Entsetzliche bereits geschehen. Durch Verrat war Khartum schon zwei Tage vorher gefallen, sein heldenmüthiger Verteidiger Gordon wurde in dem Augenblicke, als er aus dem Regierungsgebäude trat, um die ihm treu gebliebenen Truppen zu sammeln, meuchlings erschossen. Die Truppen wurden sämtlich niedergemacht und in dem mehrere Stunden währenden Gemetzel auch Frauen und Kinder nicht geschont. Das war die Folge der Pflichterfüllung des Herrn Gladstone. Da die Engländer der schnellern Truppenbewegung wegen eine Eisenbahn von Suakin nach Berber bauen wollten, in der Nähe bei Tamai

aber Osman Digma, ein Heerführer des Mahdi, eine sehr starke Truppenmacht zusammengezogen hatte, so begann nun General Graham, der den Oberbefehl über die bei Suakin sich sammelnden Truppen übernommen hatte, den Feldzug gegen denselben. Es kam am 20. und 22. März zu den blutigen Kämpfen bei Haschin und bei Tamai, in welchen die Engländer zwar schließlich Sieger blieben, aber ganz empfindliche Verluste erlitten. Bei letzterem Zusammenstoß betrug der Verlust auf beiden Seiten ungefähr 2000 Mann in kaum einer Stunde. Die Araber wandten da eine neue Kampfart an. Sie stürzten sich auf die vorrückende Reiterei, warfen sich blitschnell auf den Erdboden, und hieben mit ihren Säbeln nach den Beinen der Maulesel, Pferde und Kamele, die sie dadurch zum Stürzen und in Verwirrung brachten. Auf diese Weise verloren die Engländer 600 Kamele. Was die Engländer voriges Jahr schon hätten merken sollen, nämlich, daß sie mit den Aufständischen nicht fertig werden würden, das haben sie jetzt endlich eingesehen.

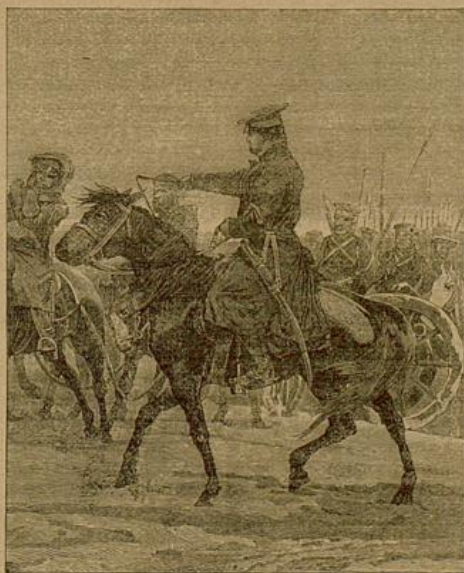
Anfangs Mai ist der Befehl zum Zurückziehen sämtlicher Truppen aus dem Sudan gegeben worden. Die Opfer an Gut und Blut sind somit umsonst gebracht. Ein kläglicheres neues Armutszugnis hätte die englische Regierung ihrer äußern Politik nicht geben können, denn sie hat nicht einmal mehr eine Ausrede für den jämmerlichen Zusammenbruch ihrer sudanischen Pläne. Mit Ägypten hat John Bull überhaupt Pech. Nicht nur im Sudan geht die Sache schief, sondern auch die am 28. Juni in London mit so viel Pomp in Scene gesetzte Konferenz zur Regelung der ägyptischen Finanzen ist an dem Widerstande Frankreichs gegen die englischen Vorschläge kläglich gescheitert. Am 9. August löste sich die wertgeschätzte Versammlung in blauen Dunst auf. Zu all diesem Mißgeschick ist nun gar noch der Krach mit den Russen in Afghanistan gekommen. Rußland will sich, kurz gesagt, einen Weg durch Afghanistan bis ans Meer, respektive nach Britisch-Indien bahnen, England natürlich nicht dulden, daß der russische Bär seine Tute auf den britischen Nacken legt. An der russisch-afghanischen Grenze ist nun ein Gebietsstrich, eine sogenannte neutrale Zone, den Russen wie Afghanen nicht zu überschreiten sich verpflichtet haben. Mit Argusaugen wacht selbstverständlich England, dessen Schützling der Emir von Afghanistan ist, aus oben genannten Gründen, daß diese Verpflichtung

auch innegehalten werde. Um sich des Emirs ganz zu vergewissern, hat es ihm Ende März einen extrafeinen Ehrensäbel geschenkt und ihm dabei viel schöne Dinge gesagt. Der Emir hat entzückt den Säbel geschwungen, sich für Englands ewigen Freund erklärt und gewünscht, daß es ihm vergönnt sein möchte, sothanen Säbel einmal als treuer Bundesgenosse für England zu ziehen. Die Russen aber haben vor dem englisch-afghanischen Ehrensäbel keine Angst, denn sie sind bereits mit den Afghanen am 30. März am Kuchtsfluß unweit Pendscheh handgemein geworden. Unter General Komaroff haben sie die Afghanen in blutigem Treffen zurückgeworfen und Pendscheh besetzt, das schon in der erwähnten „Zone“ liegt. Nach dem Kampfe aber hat Komaroff Pendscheh wieder geräumt und ist wieder auf das andere Ufer des Kuchtsflusses zurückgegangen. Jetzt zanken sich der englische Walfisch und der russische Bär darüber, wer in Afghanistan das Karnickel, d. h. der Anfänger gewesen ist.



Der Emir von Afghanistan.

Der Walfisch sagt: Du, Bär, hast mit den Afghanen angebanden, ohne daß diese dich gereizt haben; der Bär aber brummt: das ist nicht wahr; du, Walfisch, hast die Afghanen gereizt, daß sie einen Vorstoß gegen mich unternommen haben. Nun verlangt der Walfisch vom Bären, er solle sich ob seines Tatenstrahles entschuldigen. Der Bär aber schüttelt den Kopf und thut's nit. Zum Kriege wird's trotzdem diesmal noch nicht kommen, denn trotz alles Säbelgerassels hat einer Angst vor dem andern. Der Streiffall soll durch ein Schiedsgericht ausgeglichen und der König von Dänemark zum Schiedsrichter ernannt werden. Ein nettes Geschäft, um das der Hinkende den Dänecknig nicht beneidet.



Russische Artillerie auf dem Marsche.

Der Prinz und die Prinzessin von Wales haben im April eine Reise nach der „Grünen Insel“, nach Irland, gemacht, um dort „Stimmung zu erwecken“. Grün soll ihnen dabei gerade nicht sonderlich zu Mut gewesen sein, denn im Süden der Insel gaben die Anhänger Parnells, des Führers der Revolutionäre, unzweideutige Beweise von dem Vergnügen, welches der hohe Besüßte ihnen gemacht hat. Auf dem Bahnhofe in Mal low z. B. empfing eine Haufe das Paar mit Fischen und Geschrei und in Cork wurden von Fenien (Revolutionären) die Fenster der Häuser eingeschlagen, in denen zu Ehren des prinziplichen Besuches Fahnen ausgestellt waren. Das Paar wird Gott im Himmel gedankt

such ihnen gemacht hat. Auf dem Bahnhofe in Mal low z. B. empfing eine Haufe das Paar mit Fischen und Geschrei und in Cork wurden von Fenien (Revolutionären) die Fenster der Häuser eingeschlagen, in denen zu Ehren des prinziplichen Besuches Fahnen ausgestellt waren. Das Paar wird Gott im Himmel gedankt

haben, als es mit heiler Haut wieder in London eintraf. — Die Dynamit-Attentate nehmen in England kein Ende. Am 23. April fand eine solche Explosion in einem Zimmer des Admiralggebäudes in London statt, durch welche ein Beamter verletzt und nicht unerheblicher Schaden angerichtet wurde. Unzweifelhaft sind irische Genier die Urheber. Die Zerstörung wurde durch eine Höllemaschine herbeigeführt. Soll das etwa die Quittung über den erhaltenen Versuch des Thronfolgerpaares sein?

Rußland.

Auf Rosen war das „heilige russische Reich“ auch nicht gebettet, dagegen mehr auf „Vergiftmeinnicht“. Dieses russische „Vergiftmeinnicht“, das ist: ein ganz gehöriges Deficit, polnische Wühlereien, und nihilistische Streiche. Das „Väterchen“, wie der russische Kaiser im Volke genannt wird, hat sich immer noch nicht dazu verstehen können, dem Lande die so heiß ersehnte Verfassung zu geben; trotz aller herben Erfahrungen ist und bleibt er der absolute „Selbstherrscher aller Neußen“. Die Russen aber sagen: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ Daß sie vor nichts zurückschrecken, davon hat der Welt die Ermordung Alexanders II. einen entsetzlichen Beweis gegeben. Ein derartiges Attentat hatten sie auch in Warschau vor, als der jetzige Czar Alexander im Juli dorthin gehen wollte. Der Plan wurde aber glücklicherweise noch rechtzeitig entdeckt. Bei einer Hausdurchsuchung wurde ein Koffer mit Revolvern, einer mit Sprengstoffen und 6 Bomben, eine Handdruckerei, Briefe des Revolutionskomitees, Proklamationen und das Siegel desselben gefunden. Aus den Briefen ging hervor, daß der Palast, in dem der Kaiser Quartier nehmen würde, in die Luft gesprengt werden sollte. Bei der Entdeckung dieses Attentats ist man übrigens einer weitverbreiteten nihilistischen Verschwörung auf die Spur gekommen, deren Fäden bis nach Berlin reichten. So recht klar an das Licht gekommen ist die Geschichte nicht, so viel steht aber fest, daß wegen solcher Bestrebungen damals eine große Anzahl russischer Unterthanen in Berlin ihr Bündel schnürten und Berlin verlassen mußte. Auch in Petersburg wurde später ein gefährlicher Anschlag noch rechtzeitig verhindert. Unter den dabei Verhafteten befanden sich sogar 5 Offiziere. Da sind unsere deutschen Offiziere doch aus anderm Holze geschnitten. Zu solcher Schurkerei giebt sich von ihnen keiner her.

Was die Lage Rußlands nach außen hin anbelangt, so steht es heute geachteter da, als dies seit 10 Jahren der Fall war. Das ist der Erfolg der ruhigen Politik des Ministers Giers, der nicht solche Hanswurfsprüche macht, wie sein Vorgänger Gortschakoff. Dazu kann man sich in Rußland, kann man sich bei uns, und können sich alle friedliebenden Leute, zu denen der Sinkende auch gehört, Glück wünschen.

Türkei.

Die „hohe Pforte“ hat sich im vorigen Jahre meist beschaulicher Selbstbetrachtung hingegeben und die Zeit

in holdem Spinmrausch und süßem Nichtsthun verbracht. Um dabei aber doch wenigstens einmal eine kleine Abwechslung zu haben, wollte sie sich eines schönen Tages das Vergnügen machen, plötzlich alle auswärtigen Postämter in Konstantinopel zu schließen. Der Beherrscher aller Gläubigen erließ ein Rundschreiben an die Großmächte, in dem er sagte, die türkische Postbeförderung in Stambul sei so vortreflich, daß fremde Postämter gar nicht mehr nötig wären. Da hatte er aber die Rechnung ohne den Berliner Welt-Post-Stephan gemacht. Dem kam die Sache doch etwas zu türkisch vor. Deshalb sandte er ebenfalls einen Schreibebrief an die Mächte und die Folge war, daß diese durch ihre Botschafter in Konstantinopel Beschwerde erhoben und die postwüthige Türkei mit langer Nase ihren Wunsch in den Postvorsitz weisen mußte.

Spanien.

„Fern im Süd das schöne Spanien“ ist im vergangenen Jahre von einer jener verbererenden, unheimlichen Naturerscheinungen heimgesucht worden, die plötzlich und unvorhergesehen hereinbrechen, gegen die sich also niemand zu schützen vermag, von einem Erdbeben. Das Weihnachtsfest gerade war es, welches für das



Das Erdbeben in Spanien.

herrliche, die gesegnetsten Landstriche des südlichen Spanien umfassende Andalusien den Beginn einer Reihe von Schreckenstagen bildete. Namentlich wurden die Provinzen Granada und Malaga von starken und häufig wiederholten Erderschütterungen betroffen. Die ganze Gebirgskette der Sierra Nevada und das Thal des Guadalquivir hatte darunter zu leiden. Am heftigsten waren die Stöße im östlichen Teile der Provinz Granada und im nordwestlichen der Provinz Malaga. In der Stadt Granada selbst stürzte eine große Anzahl Gebäude ein. In der Umgegend wurden mehr als ein Duzend Ortschaften gänzlich vernichtet. In der Stadt Malaga wurden 102 Häuser zerstört, der dadurch entstandene Schaden wird auf 12 Mill. Realen gerechnet. In Alhama (Provinz Granada), der alten Mauernveste, jetzt einem der beliebtesten Bäderorte, stürzten von 1751 Häusern 1462 zusammen. 318 Personen wurden getötet, 284 verwundet. In Albuñuelas, Arenas del Rey, Doral und Santa Cruz sind zusammen 2500 Häuser zerstört, 700 Personen getötet und 500 verwundet worden. An Getreide gingen 66000 Hektoliter zu Grunde; der Verlust an Vieh ist enorm. Der Gesamtschaden wird auf 30 Millionen Mark gerechnet. Alhama und Albuñuelas sind nur noch Trümmerhaufen. König Alfons eilte sofort an Ort und Stelle und suchte nach Möglichkeit zu helfen und zu trösten. In Spanien sowohl wie im Auslande regte sich alsbald der Wohlthätigkeitsinn. Deutschland that sich da wieder einmal glänzend hervor. In Berlin bildete sich ein Central-Unterstützungskomitee, das gegen 500000 Mark nach den Unglücksorten abgeführt hat. Die Deutschen haben eben, wo's gilt, das Herz auf dem rechten Fleck. Der König Alfons hat dafür durch den spanischen Gesandten

in Berlin seinen Dank aussprechen lassen. In demselben heißt es, daß der König darin nicht nur einen Beweis edler Großmuth, sondern zugleich eine Kundgebung der Sympathie für Spanien erblicke. Möge das schöne Land fortan von solch furchtbaren Unglückschlägen verschont bleiben! Das wünscht ihm der Sinkende von ganzem Herzen.

Amerika.

Alles in der Welt nimmt einmal ein Ende! Darum hat auch die republikanische Mißwirtschaft in Nordamerika endlich einmal ein Ende genommen. Am 4. November hat Stephen Grover Cleveland,



Präsident Cleveland.

der Kandidat der demokratischen Partei, den Sieg über den republikanischen Kandidaten Blaine bei der Präsidentenwahl davongetragen. Die wadern Stellen- und Unterjäger, die Schwindel- und Vestechungshelden, die Beutelschneider und Industrieritter haben durch diese

Wahl einen derben Schlag aufs Maul bekommen, der ihnen das Weiden auf lange Zeit vertreiben wird, denn Cleveland ist vor allen Dingen ein rechtschaffener, ehrlicher Mann und ein energischer Charakter. Am 4. März hat er die Regierung der Vereinigten Staaten angetreten. In seiner Antrittsrede erklärte er, daß er an der herkömmlichen auswärtigen Politik festhalten wolle. Er will sich also nicht in europäische Sachen einmischen, verlangt aber umgekehrt dasselbe von Europa. Die Bevölkerung will er von unnötigen Steuern entlastet wissen. Sehr lobenswert! Von Vielweiberei ist er auch kein Freund, denn die will er unterdrücken. Das Beste in seinem Programm ist aber die Reform des Civildienstes.

Der Sinkende wünscht seinem Programm das beste Gedeihen. Das Alter dürfte ihn an der Durchführung nicht hindern, denn er zählt erst 48 Jahre. Der neue Präsident hat übrigens gleich bei Beginn seiner Regierung keine leichte Aufgabe zu übernehmen gehabt, denn an drei Stellen war die Kriegsfurie entfesselt. Namentlich lagen sich die kleinen Republiken von Centralamerika gründlich in den Haaren. Der Präsident Barrios von Guatemala wollte nämlich einmal probieren, ob er's nicht fertig kriegen würde, diese 5 kleinen Republiken unter einen Hut zu bringen, d. h. zu einem Staate zu vereinigen. Davon wollte aber San Salvador ganz und gar nichts wissen. Es kam zwischen beiden Staaten zum Kampfe. In der entscheidenden Schlacht wurde Präsident Barrios vollständig geschlagen und getödtet. Die gesetzgebende Versammlung von Guatemala erklärte darauf das von Barrios erlassene Dekret, welches die Vereinigung aussprach, für aufgehoben. Damit hatte das Ding überhaupt ein Ende. — Desgleichen tobte in Columbia ein Aufstand, der hauptsächlich bei Panama und Aspinwall wüthete. Derselbe wurde aber von Nordamerika aus durch Truppen wieder gedämpft und die Bedrohung des Panamakanals dadurch rechtzeitig vereitelt. — Schlimmer ist der Aufstand der Mischlinge, d. h. der Abkömmlinge aus den Ehen zwischen Indianern und Weißen, in Britisch-Canada. Die Seele des Aufstandes ist Kiel, der Anführer der Mestizen. Der Aufstand ist dadurch entstanden, weil die Regierung die den Mischlingen gemachten Versprechungen nicht gehalten hat. Die Regierung hat 6000 Mann unter General Middleton zur Unterdrückung des Aufstandes ins Feld geschickt. Bereits ist es zwischen den Truppen und den Aufständigen zu blutigen Zusammenstößen gekommen, in deren letztem die Regierungstruppen Sieger blieben. Da der Anführer Kiel dabei anfangs Mai in die Gefangenschaft geraten ist, so dürfte es für die Aufständischen wohl auch bald heißen: „Aus ist der Tanz!“

Mag indessen da drüben überm Wasser der Streit toben so lange er will, wenn's nur in Europa ruhig bleibt! Mit diesem Wunsche küßt sich der Sinkende in sein Friedensgewand und ruft seinen Lesern ein Lebewohl und ein: „Fröhliches Wiedersehen im nächsten Jahre!“ zu.

Das erste deutsche Reichswaisenhaus.

Mit einem besonders herzlichen „Grüß Gott!“ tritt der Sinkende heut vor seine lieben Leser, denn er ist eigentlich immer noch in festlicher Pfingststimmung, wenigleich das Pfingstfest nunmehr schon seit Wochen vorüber ist. Der Sinkende ist kein Jüngling mehr und hat schon viele Pfingstfeste erlebt, weit mehr als ein halbes Hundert, aber solch ein schönes wie das letzte doch noch nicht. An diesem wurde nämlich zu Jahr ein Fest gefeiert, das er seit Jahren mit heißem Herzen herbeigesehnt, nämlich: die Eröffnung des ersten deutschen Reichswaisenhauses. Sein Spruch: „Viele Wenig machen ein Viel, vereinte Kräfte führen zum Ziel!“ mit dem er seit Jahren für dieses edle Werk in Wort und Schrift eingetreten, war also zur Wahrheit, zur vollendeten Thatsache geworden! Und mit ihm feierten diesen frohen Tag gar viele. Aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, aus Nord und Ost, aus Süd und West waren sie herbeigeeilt, die Fechter und Fechterinnen, die durch ihren uner-

müthlichen Sammelleiß neben den Tausenden und aber Tausenden der nicht anwesenden Menschenfreunde dazu beigetragen zu dem nunmehrigen Gelingen des erhabenen Werks reinster und edelster Humanität, und die sich nun voll Freude, Dankbarkeit und Genugthuung im leuchtenden Blick in dem aufs festlichste geschmückten Jahr begrüßten, voll des frohen Bewußtseins ihrer Zusammengehörigkeit in werththätiger Menschenliebe.

Das war ein Tag! Ein heiterer blauer Himmel wölbte sich über dem waldgekrönten Altwaterberge. Wie goldene Lichtwellen stuteten die Strahlen der Pfingstsonne über ihn, über das Reichswaisenhaus und über den imposanten Festzug auf der Terrasse vor demselben, dessen Fahnen lustig im Winde rauschten, während die Orchesterklänge den Choral: Te deum laudamus über die Terrasse hinweg weit hinaustrugen in das Thal, um an den grünbelaubten Schwarzwaldbergen entlang vom Echo weitergetragen zu werden.